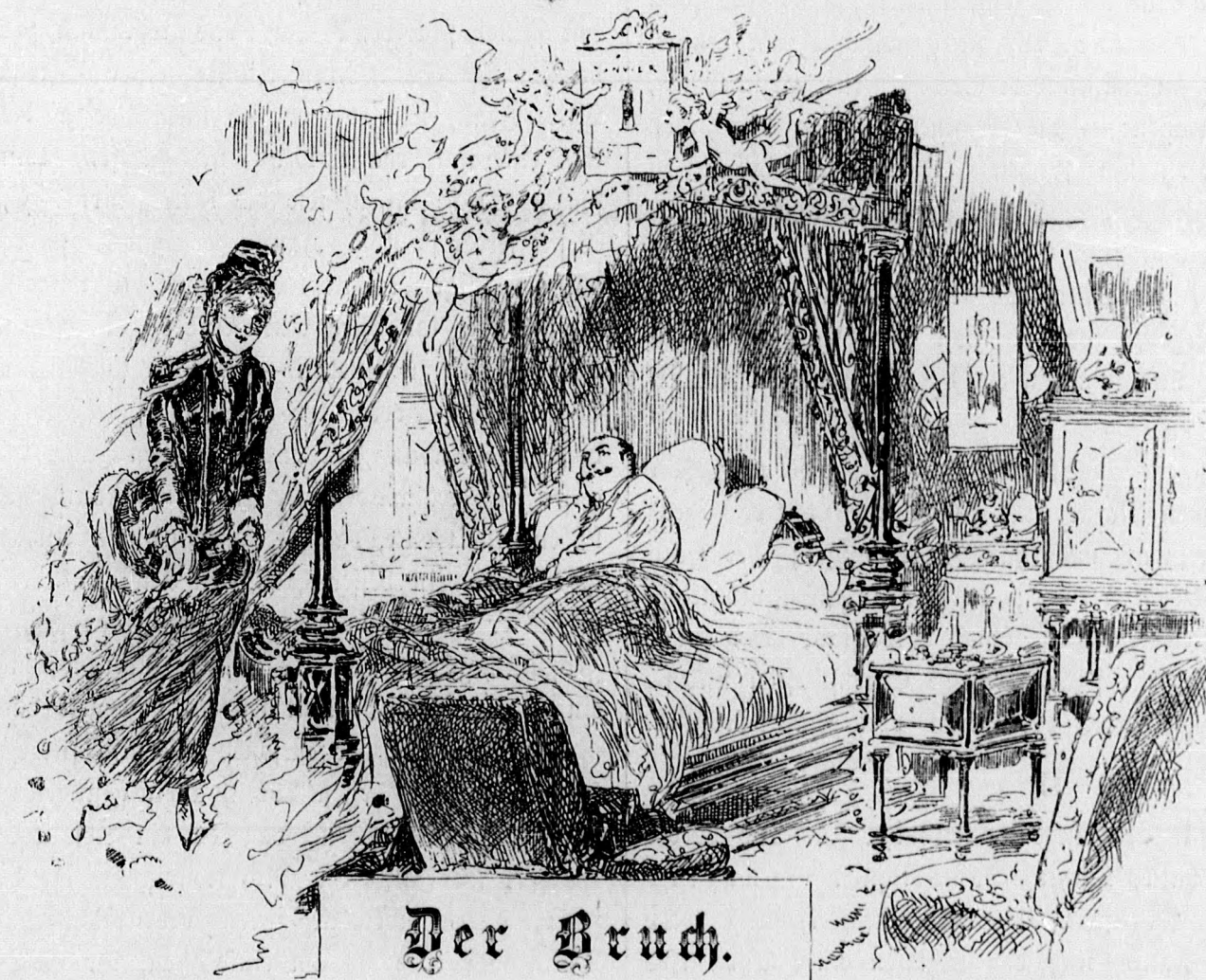




## Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatwanergasse 2) angenommen. Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{2}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark



### Der Bruch.

**S**aint-Riquier war fest entschlossen, zu brechen; aber er wollte doch als Gentleman ein Ende machen. Aber wie? Er war von sanfter und ruhiger Natur und verabscheute die geräuschvollen Scenen; doch fehlte ihm jene Entschlossenheit, welche dieselben zu vermeiden weiß. In dem Augenblicke, da er Fanny Dupont den Bruch ankündigen wollte, hatte er geschwankt und gezögert, auf eine Gelegenheit gewartet, die aber niemals kommt, wenn man sie nicht bei den Haaren herbeizieht, kurz: er wollte brechen, wußte aber nicht wie?

Was die Lage noch verwickelte und die Schwierigkeiten noch vergrößerte, war die Thatsache, daß das Betragen Fanny's ein völlig tadelloses war. Saint-Riquier fand sie stets zuvorkommend, lächelnd, gut gelaunt; bei jenen kleinen Zwistigkeiten, die unvermeidlich sind unter Liebesleuten, war sie stets Diejenige, die zuerst die Versöhnung suchte und ihm das Mägdchen zum Kusse bot. Nie fand er sie vom Hause abwesend; nie fand er sie widerspänstig oder streitsüchtig; nie hatte er den geringsten verdächtigen Brief entdeckt; nie machte

sie Besuche „bei meiner Tante in Asnières“; sie empfing Niemanden als ihn, kurz: sie schien ihm durchaus treu zu sein und obgleich in diesen Dingen große Vorsicht geboten ist, glaube ich doch wirklich, daß sie ihn nicht betrogen hat.

Fanny war eines jener Mädchen, die ein hämisches Geschick in den Wirbel der Galanterie schleudert, während ihr Naturel sich nach einem ruhigen, bürgerlichen Leben sehnt. Sie blieb am liebsten zu Hause, am Kaminfeuer, lesend oder träumend, und verabscheute alle Festlichkeiten. Und — was selten genug unter Ihresgleichen ist — sie war kein einzigesmal übersiedelt seit Beginn ihres Lebenslaufes und die Möbel, die ihre Behausung zierten, waren die nämlichen, die sie dahin hatte schaffen lassen, als sie sich entschloß, die Schneiderwerkstätte zu verlassen, wo sie bis dahin im Gaslicht vegetirt hatte. Sie hatte keine Freundinnen unter ihren Kameradinnen im Atelier, deren Sitten, deren Geschmack und leichtfertiger Lebenswandel sie abstießen; allein so bescheiden ihre Wünsche auch waren, ihr geringer Erwerb reichte nicht hin, sie zu befriedigen. Sie mußte daher einen Liebhaber nehmen, was sie denn schließlich ohne großen Kummer auch that.

Nur eine Sache war ihr peinlich: der Wechsel; der Gedanke, ihren Liebhaber zu verlassen, um einen andern zu nehmen, verursachte ihr ein unaussprechliches Mißbehagen, das übrigens mit der Moral nichts gemein hatte. Das Grausame für sie lag in dem Gedanken, daß sie gezwungen sein könnte, ihre Lebensweise zu ändern, andere Gewohnheiten anzunehmen, neue Lannen zu ertragen — die Männer sind so verschieden in der Intimität! . . . In solchen Augenblicken wäre sie zu Allem fähig gewesen, um den Flatterhaften festzuhalten, hätte in jedes Opfer gewilligt, um sich, wenn nicht den Liebhaber, so doch das Leben zu erhalten, das er ihr bereitet hatte.

Man wird zugeben, daß es nicht leicht war, eine solche Frau zu verlassen und man wird die Zögerungen Saint-Niquier's begreifen.

Es muß übrigens zugestanden werden, daß sie trotz ihrer einigermaßen negativen Natur auch einige sehr positive Eigenschaften besaß. Sie war noch jung, sehr hübsch; ihre Haut war von einer köstlichen Frische; dabei war sie gutmüthig, unfähig der geringsten Bosheit, ohne Widerstand und ohne Ehrgeiz. Das waren sehr schätzenswerthe Eigenschaften und sie erklären die Unentschlossenheit des Herrn von Saint-Niquier.

## II.

Nach langen Ueberlegungen, nachdem er Für und Wider sorglich abgewogen hatte, beschloß Saint-Niquier — nach englischer Manier zu verduften. Eine Auseinandersetzung wäre peinlich und da er Fanny nicht den Schatten eines Vorwurfes zu machen hatte, fragte er sich, ob er auch die Kraft haben würde, ihren Thränen zu widerstehen.

Man wird fragen, weshalb er durchaus brechen wollte? Saint-Niquier war ein vernünftiger und vorsichtiger Mann. Als Soldat fürchtete er wie das Feuer die dauerhaften Verhältnisse und bei dem bloßen Gedanken an eine längere Verbindung erinnerte er sich all' der fatalen Geschichten, deren Zeuge er gewesen. Da gab es einen Freund, einen gutmüthigen und wackeren Jungen, aber von etwas schwachem Charakter, der seit zehn Jahren durch ein regelloses Verhältniß

gefesselt ist, mit Kindern, die nicht seinen Namen tragen und einer Frau, die er wegen ihrer Vergangenheit nicht zu der feinigern machen konnte. Ein anderer seiner Freunde hatte eine Frau geheirathet, mit der er viele Jahre gelebt hatte und nun gab es täglich neue Verdrießlichkeiten; er mußte die Familie seiner Frau ertragen — und welche Familie! Und vollends die ehemaligen Genossinnen, die im Bois und im Theater sie betrachteten und grüßten! Diese Erinnerungen befestigten ihn in seinem Entschlusse zu brechen, aber sie lieferten ihm nicht die Mittel dazu. . . .

Man näherte sich dem Jahreschlusse und Saint-Niquier hatte sich geschworen, am 1. Jänner frei zu sein. Es war die höchste Zeit, einen Entschluß zu fassen. Nach englischer Manier verduften: das ist bald gesagt; schon seit einigen Wochen hatte er zwischen seine Besuche immer größere Zwischenräume gelegt; aber Fanny schien nichts zu bemerken.

— Wann werde ich Dich sehen? fragte sie.

Und wenn er ihr einen ungewöhnlich fernem Tag bezeichnete, küßte sie ihn lächelnd und er war überzeugt, daß er sie an jenem Tage frisch und artig, am Kamin ihn erwartend, wiederfinden werde.

Soll er gar nicht mehr hingehen und ihr nur ein kurzes Billet schreiben? Was würde es nützen? Sie würde zu ihm kommen. Soll er abreisen, ohne ein Wort zu sagen und ihr erst später schreiben? Ja, das wäre am praktischesten; aber da sah sich Saint-Niquier durch einen Strupel zurückgehalten. Diese Frau, über die er sich niemals zu beklagen hatte, die ihm eine musterhafte Maitresse gewesen, konnte er unmöglich so im Stiche lassen, wie die letzte Dirne. Saint-Niquier war es sich selber schuldig, Fanny wenigstens so viel zurückzulassen, daß sie einige Monate leben könnte, so lange wenigstens, bis es ihr gelänge, ihn durch einen Andern zu ersetzen. Und endlich — ohne es sich zu gestehen — ward er auch von einem Gefühl der Eigenliebe getrieben. Er hatte doch schließlich Glück gefunden in dieser Verbindung, die nun seit einem Jahre währte; er schmeichelte sich, während dieser Zeit auch Fanny glücklich gemacht zu haben und wollte, daß sie ihm ein gutes Andenken bewahre, ein besonderes, ein besseres, als den Andern. Wenn er dies wollte, mußte er anders brechen als Jene, das heißt: in einer mehr großmüthigen Weise; er mußte, indem er mit ihr brach, ihr ein prachtvolles Geschenk senden, das war das Beste.

Saint-Niquier entschied sich also für ein Geschenk; aber für ein solches, dessen Werth allein genügen würde, um Fanny begreiflich zu machen, daß es ein Abschiedsgeschenk sei und welches, im Falle der Nothwendigkeit, ihr die Mittel bieten sollte, einige Monate ihren Lebens-Unterhalt zu bestreiten. Dann war es wohl am einfachsten, ihr Geld zu senden, allein Geld ist doch zu unmittelbar, zu deutlich und mißfiel Saint-Niquier. Fanny würde sofort begreifen, würde ihm vielleicht nachtheilen, ihn vielleicht auch auffinden und wieder abfangen. Soll er das Geld einem Freunde anvertrauen? Ja; aber das ist ein mehr als heikler Auftrag — welcher Freund wird ihn übernehmen wollen? Doch nur ein Solcher, der geneigt wäre, Fanny zu trösten und Saint-Niquier würde sich trotz Allem verletzt gefühlt haben, hätte er sich durch einen Freund ersetzt gesehen; alle Welt würde dann glauben, daß er betrogen worden sei und würde den Bruch diesem Beweggrunde zuschreiben.

Es bleibt doch das Beste, ihr einen schönen Schmuckgegenstand in Begleitung einiger freundlichen Worte zu senden und dann abzureisen und erst später ihr seinen Entschluß mitzutheilen.

Saint-Riquier kaufte ein Perlen-Halsband im Werthe von 20,000 Francs und ließ es zu Fanny bringen. Er kannte sie zur Genüge, um zu wissen, daß sie einen so kostbaren Schmuck nicht tragen werde; nach vollzogenem Bruch wird sie ihn sicherlich verkaufen. Es ist so gut als hätte er ihr Geld gesendet, aber zarter.

„Ich sende Dir Dein Neujahrs-geschenk“ schrieb er ihr. „Diese Woche werde ich durch Besuche und Familien-Diners dermaßen in Anspruch genommen sein, daß es mir nicht möglich sein wird, mir einen Kuß bei Dir zu holen. Erwarte mich zu Beginn der nächsten Woche. Inzwischen die besten Wünsche und tausend Umarmungen.“

Das war am 29. Dezember. Saint-Riquier hatte sich Wort gehalten.

### III.

Er schlief schlecht in jener Nacht. Er hatte sich ruhig zu Bett gelegt, stolz über seinen Muth und seine Entschlossenheit; als aber einmal die Lampe ausgelöscht war und sein Haupt auf dem Kissen ruhte, jagten sich tausend verworrene Visionen vor seinen geschlossenen Augen. Fanny spielte in denselben die Hauptrolle, wenn nicht die einzige Rolle. Zuerst sah er sie still und ruhig auf dem niedrigen Fauteuil sitzen, der ihr so lieb war, die eine Seite des Gesichtes hell beleuchtet vom Kaminfeuer, die andere in Schatten getaucht, wie ein Portrait aus der spanischen Schule. Er sah ihr zärtliches Lächeln, die Geberde, mit welcher sie ihm die Hand zum Gruße reichte; er sah, wie sie mit gewohnter, langsamer Bewegung den Kopf halb umwendet, um ihm die Lippen zum Kuß zu bieten. Dann sah er ihr Zimmer mit der Arabesken-Tapete, die vom Plafond herabhängende Lampe mit den farbigen Gläsern, die seltsame Lichter auf die Wände wirft und gleichsam ein grünes Viereck auf Fanny's Schulter hinzubert. Und diese Schulter war sehr hübsch, rund und weiß, sich sehr gut an den festen Busen anschließend. Saint-Riquier wandte sich fieberhaft in seinem Bette um. Sein Zimmer schien ihm traurig und düster; das im Kamin erlöschende Feuer sandte von Zeit zu Zeit eine kurze, helle Flamme in die Höhe, welche die großen Säulen seines Bettes beleuchtete, zwischen welchen er Fanny schweben zu sehen glaubte. Er zündete seine Lampe an und begann wieder zu lesen; zwischen jeder Zeile zeichnete sich mit überraschender Deutlichkeit Fanny's Bild ab, sanft, heiter, zärtlich — ja vor Allem zärtlich. . . Er schloß das Buch und erhob sich, legte Holz im Kamin nach und stieg wieder fröstelnd ins Bett. Die helle Flamme des Feuers verlieh den breiten dunklen Draperien ein phantastisches Aussehen und aus jeder derselben schien eine Fanny hervorzuschweben, die sich über ihn neigte und ihm die Arme entgegenstreckte. Auf seinen Lippen glaubte er die Empfindung ihrer Kisse zu haben; er drehte sich im Bette hin und her, drückte wüthend den Kopf in die Kissen — Fanny verfolgte ihn überallhin.

So verfloß die ganze Nacht. Wenn er einen Augenblick einschlummerte, so stellte sich seine Vision noch deutlicher wieder ein; alle Scenen aus seiner Verbindung mit Fanny, diejenigen, die ihm in der angenehmsten Erinnerung geblieben,

tauchten lebhaft vor ihm auf. Er war schon im Begriff nachzugeben, als sein Diener eintrat und die Fenster-Vorhänge öffnete. Die Tageshelle verschreckte die Vision. Saint-Riquier verschlang drei Tassen Thee, sprang aus dem Bette, begoß sich reichlich mit kaltem Wasser und ging an die Toilette. Er war jetzt ruhig, rasirte sich, wobei er ein Liedchen summt, rauchte einige Zigaretten, kurz: die Aufregung war völlig geschwunden. Dann setzte er sich einen Augenblick zum Kamin, um etwas Wärme auf die Straße mitzunehmen.

— Es war doch recht vernünftig, daß ich mit ihr brach, sagte er sich. Die heutige Nacht beweist mir, daß ich schlimmer vernarrt war, als ich es selbst gedacht hätte. Mein Gott, in welches Wespennest war ich gerathen! Nun habe ich nichts mehr zu fürchten. Fanny erwartet mich nicht vor dem Ende der Woche. Ich reise den 2. Jänner nach Nizza ab, bleibe einige Tage dort, gehe dann weiter nach Italien und im Augenblick meiner Abreise von Nizza schreibe ich ihr einige freundliche Worte, in welchen ich ihr erkläre, daß Familien-Rücksichten u. s. w. . . Es wird einiges Gejammer geben, aber ich werde nicht dabei sein und mein Perlen-Halsband wird ihren Kummer einigermaßen besänftigen. Die Sache ist dadurch sehr vereinfacht worden. Es war entschieden eine vortreffliche Idee! . . .

Er erhob sich, schlüpfte in seinen Ueberrock, setzte den Hut auf, nahm seinen Stock und lenkte seine Schritte nach dem Vorzimmer. Als er die Thüre öffnete, stand eine Frau vor ihm, die eben läuten wollte.

— Fanny! . . .

Er wich unwillkürlich zurück und diese Bewegung benützte sie, um einzutreten, dann eilte sie in sein Zimmer, wohin Saint-Riquier ihr mechanisch folgte.

— Was verschafft mir das Vergnügen? stammelte er.

— Du bist so liebenswürdig! Ich konnte nicht acht Tage warten, um Dir für das schöne Halsband zu danken! . . .

Mit einem Schlage bemächtigten sich seiner die nächtlichen Visionen wieder und diesmal noch heftiger; das war kein unbestimmtes Bild mehr, es war Fanny selbst und die Erinnerungen der Vergangenheit standen in Fleisch und Blut vor ihm. . . Und nun begann er mit seinem Gewissen zu unterhandeln.

Noch einmal, da die Gelegenheit sich darbietet; es wäre dumm, sie zurückzuweisen; was ich heute thun wollte, kann ich ja morgen thun. Was liegt an der Verzögerung um einen Tag? . . .

— Das schöne Halsband! wiederholte Fanny. Schau, ich habe es schon angelegt. . .

Und das Leibchen öffnend zeigte sie ihm die Perlen, die auf der weißen, sammtweichen Haut noch schöner glänzten.

— Ja, fuhr sie fort; es ließ mich nicht ruhen: auch ich wollte Dir mein Neujahrs-Geschenk bringen. . . Und indem sie sich zärtlich an ihn schmiegte, flüsterte sie: Willst Du es, sprich? . . .

Und Saint-Riquier gab nach. Was liegt auch an einem Tag Verzögerung?

Und das währt nun so an die zehn Jahre schon. . .

Q.

### Häusliche Scene.



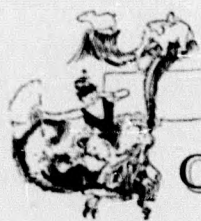
— Mir Hörner aufzusehen — das geht noch an. Aber obendrein noch die Scheidung zu verlangen — Das ist zu viel!

### Eine ruhige Existenz.



— Wie? Dieser Bier Schlauch wäre nach Deinem Geschmack? . . .

— Ja, meine Liebste; ich will eine ruhige Existenz. Ich habe mir stets einen Mann gewünscht, der den ganzen Tag — im Wirthshause sitzt.



### OUJOUX.

Die wahre Leidenschaft wächst nicht, denn sie wird als Riese geboren.

\*

Das Auge des Mädchens hat immer etwas zu fragen, das Auge der Frau hat immer etwas zu sagen.

\*

Die Rose hat nur einen Kelch, — aber für tausende von Schmetterlingen.

\*

Wenn die Frau in Züchtigkeit erröthet, ist sie schön; wenn sie in Liebe erglüht, ist sie reizend.

\*

Nur in zwei Fällen geht eine Frau ins Kloster: wenn sie noch nicht weiß, worauf sie verzichtet oder wenn sie auf nichts mehr zu verzichten hat.

\*

Die Frauen beneiden einander am meisten um ihre Toiletten und um — ihre Sünden.

\*

Von den Frauen wird man stets etwas Neues zu sagen wissen, so lange es deren Eine in der Welt gibt.

\*

Wollten alle Mädchen die Wahrheit sagen, man würde darüber erstaunt sein, was die Liebe in ihnen entfacht hat.

\*

In jedem Schaltjahr gewinnt Amor — eine Nacht.

\*

Das Leben der Frau läßt sich in drei Abschnitte theilen: in dem ersten träumt sie von Liebe; in dem zweiten erwacht sie zur Liebe; in dem dritten klagt sie über Vergänglichkeit.

\*

Hätte Archimedes den Punkt, von welchem die Welt aus den Angeln gehoben werden kann, nicht in der Luft, sondern bei den Frauen gesucht: er würde ihn sicherlich gefunden haben.

\*

Es gibt wenige zufriedene Frauen in der Welt, befriedigte noch weniger.

\*

Amor ist nur Vegetarianer, wenn er — muß.

\*

Das schönste Abendblatt sind ein Paar Frauenaugen.

Dr. Harlequin.

## Ihr Sohn.

(Eine höchst moralische Geschichte.)



Kommerzienrath von Bornheim befand sich in der vorigen Saison zu Swinemünde und entzückte alle Welt durch die vollkommene Zufriedenheit, die sich in seinem weißen und fetten Gesichte ausdrückte.

Es gibt eben einen April auch für das reife Alter und der Schnee, der sich auf die Haare und den Backenbart der schönen Männer von neunundfünfzig Jahren legt, ist gleichsam der Vorbote eines neuen Frühlings, der ganz verschieden ist von dem ersten.

Herr von Bornheim war reich, hatte einer schönen Frau, die er stets geliebt hatte, selbst zur Zeit, als er ihr häufig untreu wurde und die er sehr hochschätzte, seitdem er sie nicht mehr verlieb. Er war ferner Vater einer hübschen Tochter von neunzehn Jahren, die sehr gut erzogen war und eine ansehnliche Mitgift bekommen sollte. Heiteren Gemüthes, wie er war, lebte Herr von Bornheim mit aller Welt im besten Einvernehmen.

\*

Man war noch nicht lange in Swinemünde, als Herr von Bornheim die Wahrnehmung machte, daß ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren beharrlich die Gesellschaft seiner Frau und seiner Tochter suchte. Da er erfuhr, daß dieser junge Mann ein talentvoller Advokatur-Kandidat, verwaißt und Besitzer eines kleinen Vermögens sei, sagte sich Herr von Bornheim im Stillen, daß es schön wäre, eine kleine Idylle zu spielen und seine Tochter mit diesem hübschen jungen Mann zu verheirathen.

Das väterliche Gefühl war nebst seinem ehelichen Glücke jetzt der Inbegriff all' seiner zärtlichen Empfindungen. Er sah im Geiste reizende Püppchen und dünkte sich großartig in seinem Opfermuth, indem er sich sagte, daß er künftig nur der Liebe für seinen Schwiegersohn, seine Tochter und seine Enkelkinder leben werde.

Da er in Swinemünde durchaus nichts zu thun hatte, (er badete nicht, weil er es nicht mehr liebte, sich den Damen als Athlet zu zeigen, er spielte nicht und rauchte nicht) beschloß er, ganz allein an der Abwicklung dieses kleinen sentimentalen Romans zu arbeiten, den er vor Augen hatte.

Er fragte seine Frau, ob Gretchen geneigt wäre, den jungen Doktor Wälsing zu heirathen. Frau von Bornheim, eine besonnene Dame von ruhigem Charakter, erwiderte ihrem Manne, daß Gretchen nicht zögern würde, dem jungen Mann zum Altar zu folgen; auch sie selbst gebe gern ihre Einwilligung, vorausgesetzt, daß der junge Mann den gesellschaftlichen Anforderungen entspreche, d. h. von guter Familie sei und einiges Vermögen besitze.

\*

Herr von Bornheim war entzückt. Wohl war die Persönlichkeit des jungen Doktors in ein gewisses Dunkel gehüllt, Niemand kannte seine Familie. Herr von Bornheim konnte sich nicht erinnern, in der Residenz eine Familie dieses Namens gekannt zu haben; und doch behauptete der junge Mann, daß

er nicht aus der Provinz gebürtig sei. Abgesehen davon, daß der Jüngling hinsichtlich seiner Familie sich in ein undurchdringliches Geheimniß hüllte, beobachtete er der Familie Bornheim gegenüber eine solche Zurückhaltung, daß nicht abzusehen war, wann er sich entschließen werde, jene Liebe zu erklären, die sich in seinen Augen und in seinem ganzen Benehmen verrieth.

— Ich werde ihn zwingen, sich zu erklären! sagte sich Herr von Bornheim, indem er sich entschlossen die Hände rieb; ich will sehen, ob er es wagt, meine Tochter zurückzuweisen.

Der junge Mann gefiel ihm ganz besonders. Er hatte einen sanften, vornehmen Charakter, ein bescheidenes Betragen, kurz: Eigenschaften, welche einen musterhaften Ehegatten und hochachtbaren Staatsbürger verhiessen.

Eines Tages bat Herr von Bornheim seine Damen, nicht am Strande zu erscheinen, sondern ihren Spaziergang im Parke zu machen. Er selbst suchte nun eine Begegnung mit dem jungen Wälsing. Er fand ihn denn auch bald, wie er mit besorgter und enttäuschter Miene unter dem Badepublikum umherging. Er ging mit heiterem Antlitz auf ihn zu und beruhigte ihn, daß die Damen wohl auf seien, zugleich ließ er ihn merken, daß dieselben den beiden Herren das Feld frei gelassen hätten, um eine Erklärung zu erleichtern.

Mittlerweile hatte Herr von Bornheim sich des Armes des Jünglings bemächtigt und ihn aus dem Gewühl geführt. Ohne ein großer Diplomat zu sein, hatte er Ferdinand bald zu einer Beichte gedrängt. Der wackere Junge gestand, daß er Margarethe von ganzem Herzen liebe und daß es sein höchstes Glück wäre, sie zur Frau zu nehmen; zugleich gestand er in naiver Weise, das Mädchen habe ihm nicht verheimlicht, daß es bereit wäre, ihn zu lieben.

Herr von Bornheim war entzückt, als er vernahm, daß seine Tochter ihn genarrt habe.

— Warum haben Sie noch keinen Schritt bei mir oder meiner Frau gethan, um die Hand unserer Tochter zu verlangen?

\*

Ferdinand erröthete bis zu den Ohrenspitzen, senkte den Kopf, senfte und stammelte endlich, er sei vor einem zweiten Geständnisse zurückgeschreckt, das ihm viel peinlicher sei als das seiner Liebe. Er müsse gestehen, daß er keine Familie habe, niemals seinen Vater gekannt habe und daß seine Mutter, vor Kurzem gestorben, ihm weder ihren Gatten, noch seinen wahren Vater genannt habe.

Herr von Bornheim, dieser in allen Dingen so korrekte Mann, machte — wenn man so sagen darf — eine innerliche Grimasse, die nicht bis zu seinen Lippen stieg; doch faßte er sich bald wieder und indem er dem Jüngling die Hand drückte, sagte er ihm mit einem aufmunternden Lächeln:

— Wohlan, mein Kind! Warum haben Sie an meinem Gerechtigkeits-Sinne gezweifelt? Warum haben Sie nicht unserer Besonnenheit, unserer Vorurtheilslosigkeit vertraut?

Ferdinand war entzückt. Er warf sich dem Vater Gretchens weinend in die Arme und nannte ihn „Mein Vater!“ während Herr von Bornheim ihn „Mein Sohn!“ nannte.

Die Idylle nahm einen so raschen Fortgang, daß es schier zu bedauern war, daß sie nicht einige Umwege mache.

— Ja, fuhr der vortreffliche Mann fort; wir werden Ihnen die Familie ersetzen, die Ihnen fehlt. Und nun erzählen Sie mir Ihre Geschichte.

Ferdinand zögerte nicht länger:

— Der Name Wälsing, den ich führe, ist ein angenommener und hat den Zweck, eine hochmüthige Familie irrezuführen. Meiner Mutter, Wittve eines Offiziers von berühmtem Namen, war es gelungen, ihre Schwangerschaft und Entbindung zu verheimlichen. Ich wurde unter dem Namen Wälsing in die Standesregister eingetragen und von braven Leuten erzogen, die ehemals in den Diensten der Familie gestanden hatten. Zu ihren Lebzeiten vermochte meine arme Mutter aus ihren Einkünften eine gewisse Summe zurückzulegen, die gegenwärtig mein Kapital bildet.

Herr von Bornheim war mit einem Male sehr ernst geworden, eine leichte Blässe legte sich auf seine Wangen.

Er fragte mit matter Stimme:

— Könnten Sie mir, mein Freund, den wahren Namen Ihrer Mutter anvertrauen?

— Gewiß, mein Herr; sie war die Wittve des Generals von Hellmann.

Bornheim stieß einen Schrei der höchsten Ueberraschung aus.

— Was! Helene von Hellmann! . . . Ihre Mutter?

— Ja, mein Herr.

Herr von Bornheim faßte den jungen Mann bei den Schultern, schaute ihm ins Gesicht und rief, nachdem er ihn lange geprüft:

— Ja, ja! Sie gleichen ihr! Ha, Unglücklicher!

Sehr ergriffen, aber auch sehr begierig, fragte Ferdinand:

— Sollten Sie meine Mutter gekannt haben?

— Ja.

— Und meinen Vater?

— Auch ihn.

— Lebt er noch?

— Ja.

— Aber, mein Herr! . . . Was soll ich denken?

Bleich und bebend, mit ängstlichen Blicken schaute der junge Mann auf Herrn von Bornheim, der ebenfalls bleich geworden war und am ganzen Leibe zitterte. Aber mit übermenschlicher Anstrengung faßte sich der alte Herr wieder und sagte:

— Mein Kind! Bei Ihrem Glücke, Ihrer Ehre, bei der Ruhe Ihres Vaters beschwöre ich Sie: verlassen Sie Swinemünde heute noch, so rasch als möglich, und erwarten Sie eine Nachricht von mir, die Ihnen dasjenige erklären wird, was ich Ihnen heute noch nicht sagen kann.

Ferdinand verneigte sich:

— Ich werde gehorchen, mein Herr.

Und sie schieden verstört, in trostloser Stimmung. Herr von Bornheim, tief erschüttert, kehrte so eilig, als ihn seine wankenden Beine tragen konnten, in seine Wohnung zurück.

— Mein Sohn! er ist mein Sohn! sagte er sich. Oh, welches Unglück! Ach! Nun kommt die Sühne für diese Verführung, die ich doch schon so tief bereut habe! Und meine arme Tochter in Gefahr, mit ihrem Bruder verheirathet zu werden! . . . Die Blutschande in meinem Hause! Wie soll ich

meiner Frau die Wahrheit sagen? Wie soll ich meine Tochter trösten? Und wie soll ich meinen Sohn trösten? Und ich selbst — wie soll ich fürder leben? Ach! Die Stimme des Blutes war es, die mich zu ihm zog. Er gleicht mir und gleicht ihr, der armen Helene!

Der wackere Mann vergoß Thränen und nachdem er lange geweint, dachte er, daß man einen so großen Schmerz einem Vertrauten mittheilen müsse. Und er erinnerte sich eines Freundes, der einst der Genosse seiner Jugend und seiner Streiche gewesen und der auch sein Verhältniß mit der schönen Wittve Hellmann gekannt hatte. Ihre Beziehungen waren wohl seither looser geworden und ihr Verkehr beschränkte sich auf den Austausch ihrer Karten am Neujahrstage, aber ihre gegenseitige Werthschätzung hatte keine Verminderung erfahren.

Herr von Bornheim sandte an seinen alten Freund folgendes Telegramm:

„Komm! Furchtbare Verwicklung in meinem Leben.“

Nach zwei langen bangen Tagen traf die Antwort ein:

„Errathe Verwicklung; werde Sache beilegen.“

— Wie will er die Sache beilegen? fragte sich schmerzlich der unglückliche Vater, dem es nur schwer gelang, die Komödie vor seiner Frau und Tochter fortzuspielen und der zusehends alterte.

Noch am nämlichen Abende traf Herr Schmidt in Swinemünde ein; er beeilte sich, seinen Freund Bornheim am Strande aufzusuchen und hier, unter Gottes gestirntem Himmel, sagte er ihm:

— Beruhige Dich, mein Freund; Ferdinand ist nicht Dein Sohn, sondern der meinige.

— Wie? Helene? . . . Wir waren also unser Zwei? Erkläre Dich!

— Ehre dem Andenken der armen Frau von Hellmann: sie hatte nie mehr als einen Liebhaber auf einmal. Du erinnerst Dich wohl noch der Umstände, unter welchen Dein Bruch mit ihr erfolgte war?

— O freilich! Es handelte sich um meine Ernennung zum Kommerzienrathe und da nahm man Anstoß an meinem Verhältniß zu Helenen. Die Regierungen haben zuweilen sittliche Anwandlungen . . .

— Das war es nicht, mein Freund; sondern, ein bei Hofe einflußreicher General, ehemaliger Ordnonanz-Offizier des alten Generals von Hellmann, war eifersüchtig und wollte Dich bei der schönen Wittve ersetzen.

Um an sein Ziel zu gelangen, hatte er dieses Mittel erjonnen.

— Nun, und . . . ?

— Er hat die Tugend Deiner Maitresse nicht zum Kapituliren gebracht.

— Und Du?

— Mich hattest Du als Vermittler zu ihr gesendet; ich sollte die Trennung vorbereiten, den Austausch der Briefe bewerkstelligen usw. Ich fand die Aermste in tiefer Verzweiflung; sie machte einen Selbstmordversuch und verfiel in eine schwere Krankheit. Aldies mußte ich auf ihr Geheiß Dir verheimlichen. Ich war nun mit allem Eifer bestrebt, sie zu trösten und ich tröstete sie so gut, habe sie so lange an Dich erinnert, bis Dein Andenken völlig verblaßt war. Ich

glaubte, ein zwischen Euch Beiden stehender Freund zu sein und wurde — der Geliebte. Und da unsere Liebe kein Mißtrauen kannte, ward ich zwei Jahre nach Deiner Abreise — Vater jenes hübschen Jungen, den Du gesehen hast.

— Ah, mein Freund, wie sehr danke ich Dir!

— Dafür, daß ich sie getröstet habe?

— Ja; und dafür was Du mir soeben mitgetheilt hast.

— Wenn Du, anstatt gleich zu verzweifeln, Ferdinand über sein Lebensalter genau befragt und Dir die Mühe genommen hättest, ein wenig nachzurechnen, so hättest Du sofort die ganze Wahrheit erkannt. Ich würde mich erst am Hochzeitstage eingefunden haben; denn ich bin Ferdinands Vormund und ich bin es, der ihn hat erziehen lassen.

Ich widmete ihm die zärtlichste Sorgfalt; er liebt mich und hat keine Ahnung von der Wahrheit.

— Was fangen wir nun an? Er ist stugig gemacht.

— Das ist beigelegt; durch den Briefwechsel mit ihm war ich von seiner Begegnung mit Dir unterrichtet. Ich habe von ihm, fast gleichzeitig mit dem Deinigen, ein Telegramm erhalten, das ebenfalls lautete: „Schreckliche Verwicklung.“ Aber anstatt mir zu sagen: „Kommen Sie!“ schrieb Ferdinand: „Ich komme.“ Und ich erwartete ihn. Ah, der wackere Junge! Er würde sich den Tod gegeben haben... Ich habe einen falschen Vater erfunden und denselben vor zwanzig Jahren sterben lassen. Als ich ihm versicherte, daß Du nur deshalb so gerührt und verwirrt gewesen seiest, weil Du den Tod seines Vaters nicht wußtest, mit dem Du einst bekannt gewesen und dessen Zustimmung Du einholen wolltest; als ich ferner hinzufügte, daß ich mit ihm reisen wolle, um die Hand Deiner Tochter für ihn zu verlangen, da schwand bei Ferdinand der letzte Schatten einer Uruhe.

— Ist er hier?

— Ja; morgen wird er mit mir den Besuch bei Dir machen. Bewahren wir unsere Geheimnisse. Das Glück, das wir ihm schenken, wird ihn egoistisch machen und sein Glück wird auch das unserige sein. Meinen Theil werde ich mir dann herausnehmen, wenn er für sein erstes Kind einen Pather brauchen wird.

Die beiden Freunde setzten ihren Spaziergang noch lange fort. Sie hatten sich über Helene so viel zu sagen.

Die Entwicklung ist bald erzählt. Frau Margarethe Wälsing ist glücklich einer Tochter genesen, die in der Taufe den Namen Helene erhielt.

Hilarins.



## Alte Schuld.

u hast wohl einmal eine Blume geküßt,  
Du rosiges Mägdelein;  
Die gab den Kuß einem Schmetterling  
Im glühenden Sonnenschein.

Der Schmetterling, der lose Gesell  
Der trug den Kuß nicht weit;  
Er gab ihn einer andern schnell  
In kühler Waldeinsamkeit.

Die Waldesblume, die trug ihn lang  
In stiller, seliger Brust;  
Doch einmal hat der Morgenwind  
Ihn zu erhaschen gewußt.

Er trug ihn weit über Feld und Au  
Durch's off'ne Fenster herein,  
Es war der Himmel so licht und blau —  
So ward das Küßchen mein.

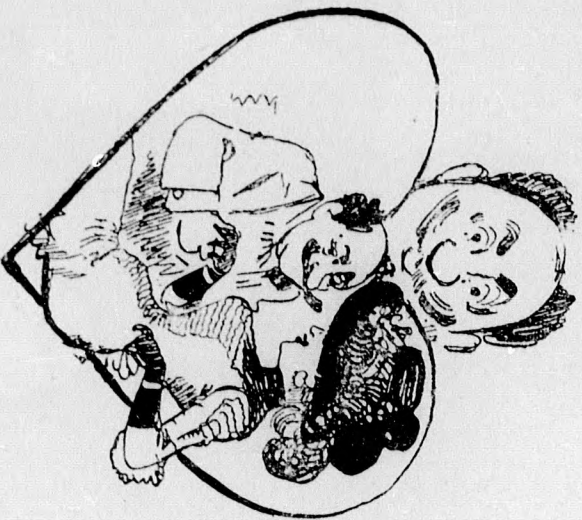
Nun dünkt mich's wie eine alte Schuld,  
So oft Du begegnest mir,  
Als ob ich ihn wiedergeben sollt',  
Du holdes Mägdelein Dir.

Was thu' ich mit dem Kusse auch?  
Er bringt mir wenig Glück.  
Ein Wink, mein Kind, und ich geb' ihn Dir  
Mit Zinneszinsen zurück.

M.

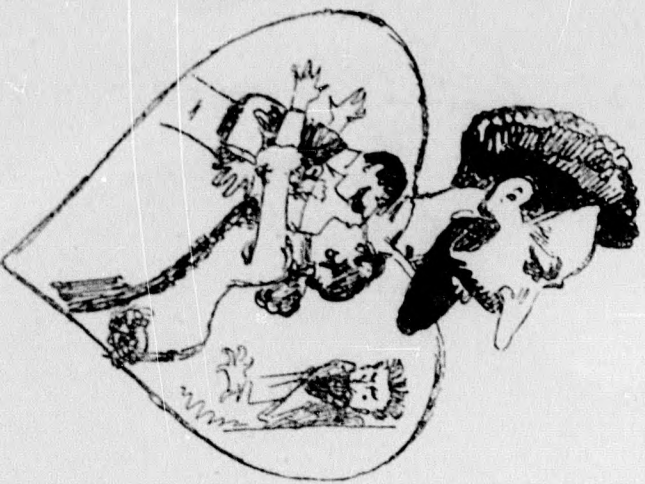


Der Theater-Direktor.



Sein zukünftiger Stern. Er übernachtet sie, damit man sie ihm nicht entführe.

Der Poet.



Ihr wertht er in jedem seiner Gedichte sein blutendes Herz. Sie ist nicht gramfam — leidet auch für die Andern nicht. Das gefaltet ihr, Studien in der Eifersucht zu machen.

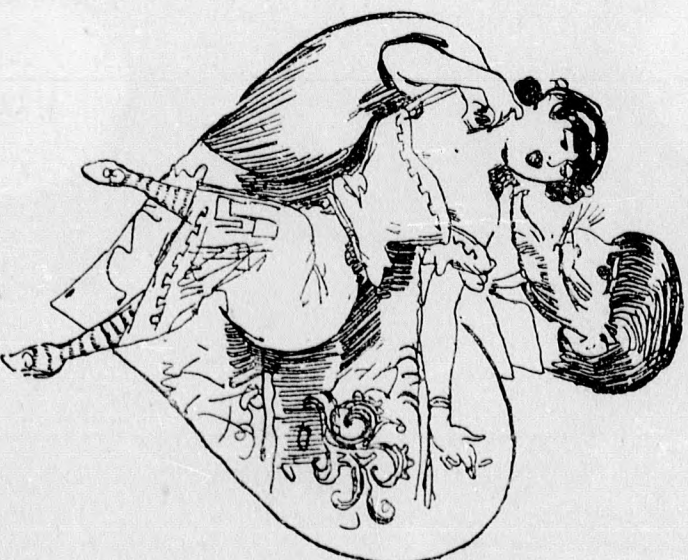
# Herrns-Studien.

Der Bankier.



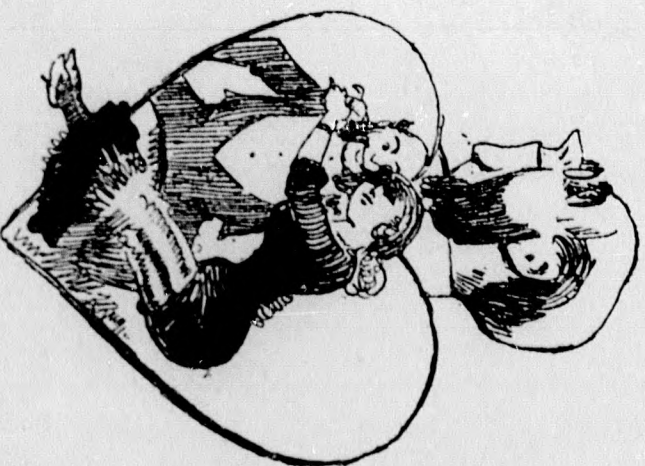
Seine letzte »Operation« gefaltet ihm, aus seinem Herzen ein reizend anstapolyertes Mess für die köstliche Calypso zu machen, die schelmische Kleinie, die er einem Prinzen abgefaßt hat.

Der Künstler.



Eine »Artillerie« vom Ringel-Ringel. Steht ihm Akkordell als Melatin, ohne die Dreue in dieser Rolle zu weit zu treiben. Während sie ihm Akkordell steht, singt sie ihr ganzes Repertoire her.

Der Herr Artistiker.



Die kleine Garonin, die verführerische Gattin-lerin, hat Sr. Excellenz das volle Vertrauen entgegengebracht, noch ehe ihr Gatte dekoriert worden wäre.

## Lieschens Antwort.

**A**m sechszehnten Geburtstage Lieschens wußten die Blumen einander Wunderdinge zu erzählen: die frischen Knospen an den Ziersträuchern des Gartens, die bunten Blumen in Feld und Au, die Reseden, Hyacinthen und Tulpen in den Blumentöpfen.

Sie erzählten einander Wunderdinge von leuchtenden großen Augen, wallendem Goldhaar, schlanker, biegsamer Taille, silberhellem Lachen. . . .

Jede wußte einen Reiz an ihr zu preisen. Ein geiler Bocksbart wußte sogar einen ganz amüsanten Kasus zu erzählen, wie Lieschen einmal während des Schmetterlingfanges plötzlich stehen blieb und, nachdem sie sich umgesehen, die Röckchen aufhob und einen Augenblick just vor seiner Nase niederhockte. Ei, wie kurios war das! Hahaha!

Sogar eine alte Eiche, die im dichtesten Theile des Parkes stand und mit einer Nasenbank umgeben war, mischte sich in das Gespräch und brummte:

— Auch ich habe was gesehen! Jawohl, auch ich.

Doch dem alten, gichtbrüchigen Gefellen schenken die übermüthigen jungen Blumen keine Beachtung.

Sie fanden es klüger und galanter, alle ihre Düfte zu sammeln und einem vorüberstreichenden Zephyr auf die Fittige zu hauchen, damit er sie auf dem Bette austreue, in welchem Lieschen im süßen Morgenschlummer ruhte.

Allein, der Gruß der Blumen fand Lieschen schon wach.

Sie war auch nicht mehr allein.

Auf einem Sessel, neben ihrem Bette, lag ein nagelneues Kleid. Und am Rande des Bettes saß lieb Mütterchen. Sie faßte Lieschens Hand und sagte mit einem ganz ungewohntem Ernste:

— Mein theures Kind! Ich wünsche Dir viel Glück zu Deinem sechszehnten Geburtstage. Das schöne Kleid, welches Du hier siehst, ist mein und Papa's Geburtstags-Geschenk für Dich. Es ist Dein erstes langes Kleid, mein Kind, und bedeutet so viel, daß Du von heute ab ein großes Mädchen bist. . . . Du wirst wohl wissen, daß mit dem ersten langen Kleide sich große Pflichten einstellen und diese will ich Dir ans Herz legen.

Das Erste, was ich Dir empfehlen muß, ist, daß Du künftig mit Nachbars Ludwig nicht mehr auf so kindisch vertrautem Fuße bleiben darfst, wie bisher. Künftig geht es nicht mehr an, daß ihr zusammen im Garten und auf den Wiesen umherrennet, oder gar einen Schlupfwinkel auf der Nasenbank unter der alten Eiche aufsuchet, denn Du bist nunmehr ein großes Mädchen. Das schickt sich nimmer und — ist auch gefährlich! . . . Du wirst die Wahrnehmung machen, daß die Männer Dich künftig anders betrachten werden, als bisher; sie werden mit Dir anders reden und sich anders benehmen, denn Du bist nunmehr ein großes Mädchen. . . . Kurz: von heute ab bist Du ein Weib. . . . Ich mache Dich aufmerksam, mein Kind; denn es gibt unter den jungen Leuten sehr schlimme. . . . Nicht Alle sind schlimm, aber es gibt welche unter ihnen. . . . Du darfst denn auch nicht Alles glauben,

was sie Dir sagen werden. . . . Ferner, mein Kind, will ich Dir sagen: Das Mädchen besitzt einen kostbaren Schatz, den es sorglicher hüten muß, als sein Augenlicht. . . . Ich weiß, Du bedarfst dieser Mahnungen nicht, aber es ist meine mütterliche Pflicht. . . .

Lautes Schluchzen unterbrach lieb Mütterchens Worte:

— Ach, Mama! stammelte Lieschen, ich will mir Deine Rathschläge wohl merken; aber was das Herumlafen mit Ludwig betrifft. . . . und besonders die Nasenbank unter der alten Eiche: da hättest Du an meinem vorjährigen Geburtstage reden müssen! . . . .

Satanello.



## Der Frauen Lieblingsblumen.

Die Jungfrau, die keinen Mann leiden kann,  
Die liebt nur das Blümlein: „Rührmichnichtan.“

Doch hat nur das Herzchen zu glüh'n angefangen,  
So spürt sie für's „Maiblümchen,“ stets Verlangen.

Und hat sie endlich einen Gatten,  
So ist ihr Wunsch: „Tag- und Nachtschatten.“

Die Frau liebt die Rosen, was thut ihr der Dorn?  
Sie liebt aber auch den Rittersporn.

Ist endlich der Witwenstand kein trüber,  
So liebt man wohl „Jelängerjelier.“

Salpeter.



## BONBONNIÈRE.

### Die Betrogenen.

— Freund, meine Frau betrügt mich mit Herrn H.  
= Schrecklich! Dann sind wir ja Beide betrogen.

\*

### Cora's Budget.

— Die kleine Cora gibt ungeheuer viel Geld aus.  
Sie kostet mich jährlich 6000 Gulden.

= Dann gibt sie das Doppelte aus; denn mich kostet sie ebensoviel.

\*

### Ihr Kapital.

Solo, die neueste Löwin, welche die Lebewelt in Aufruhr gebracht hat, liegt noch im Bette; da stürzt ihre Zofe athemlos ins Schlafzimmer und meldet, daß vier Gerichtsvollzieher da seien.

- Laß sie eintreten!  
— Wie? Hieber, in Ihr Schlafzimmer?  
— Ja, hieber.

Die Männer des Gesetzes treten ein; Phryne erhebt sich stolz in ihrer ganzen Länge und ruft ihnen zu:

— Ihr habt bei mir Alles gepfändet! Nun wohl, mein Kapital könnt Ihr mir nicht pfänden.

Und die keusche Geste, die wir an der Venus von Medici so sehr bewundern, beschließt die Scene.

Verwirrt, aber befriedigt ziehen die Gerichtsvollzieher sich zurück.

\*

### Die Kunst zu rechnen.

Ein Junggefelle, der sechs Wochen auf Reisen war, prüft bei seiner Rückkehr die Küchenrechnungen.

— Aber Franziska! ruft er entsetzt aus; Sie haben ja eben so viel ausgegeben, wie wenn ich zuhause bin! . . .

— Ach, gnädiger Herr! meint die Köchin; eine Person mehr oder weniger macht so wenig Unterschied . . .

\*

### Aus dem Tagebuche einer Amerikanerin.

Miss Mary Heart, eine emanzipirte Tochter der neuen Welt, macht die Ueberfahrt, um sich das alte, faule Europa zu besichtigen. Partisch wie die Hankeestochter ist, verzeichnet sie jeden Abend ihre Erlebnisse. Uns war es gegönnt, einen Blick in Miss Mary's Tagebuch zu werfen. Sie schrieb:

Am 1. Tage. Der Kapitän ist ein netter Mensch; wenn ich auf Deck bin, läßt er kein Auge von mir.

Am 2. Tage. Ich habe mich nicht getäuscht. Kapitän Smith hat mir heute seine Liebe gestanden. Ich habe mich wortlos abgewendet. Nun ja; man braucht doch einige Bedenkzeit.

Am 3. Tage. Kapitän Smith ist rasend in mich verliebt; heute warf er sich mir zu Füßen und drohte das Schiff sammt den dreihundert Passagieren in die Luft zu sprengen, wenn ich ihn nicht erhören wolle. Mein Gott, was thun?

Am 4. Tage. Ich habe dreihundert Menschen das Leben gerettet.

\*

### Im Konzert.

Am Klavier sitzt ein langhaariger Künstler und bearbeitet sein Instrument aus Leibeskräften, mit Gesten, wie man sie nur bei einem Epileptischen sieht.

Eine alte Dame ist von Bewunderung erfüllt und ruft entzückt:

— Oh, wie schön! . . . Das sind die Kanonenschläge! . . . Jetzt wird die Stadt gestürmt! . . . Man schlägt sich in den Straßen! . . . Die Soldaten plündern . . .

— Ach! seufzt ihr Nachbar; möchten sie doch auch das Klavier mitnehmen.

## Die Keuschheit — ein Verbrechen.

Eine Frauenstudie.

Von G. D.

(1. Fortsetzung.)

VIII.

September 187 . . .



„Meine theure Laurence!  
Es ist geschehen! der Tag ist festgesetzt; ich werde den Engel zum Altare führen, welchen Gott mir anvertraut hat.

An mir wird es liegen, ihr die Flügel zu entfalten und sie fliegen zu lernen. Im letzten Augenblicke zögerte ich noch. Ich habe Dich aufrichtig geliebt und fragte mich noch in der letzten Stunde, ob es nicht ein Verbrechen sei, Dich zu verlassen? Du weißt, daß ich unfähig war, Dich den Vorurtheilen der Welt zu opfern und daß ich trotz derselben alle Folgen unserer unsanktionirten Verbindung auf mich genommen hätte. Aber ich dürstete nach dem Ideal und als ich Dich kennen lernte, da hattest Du, arme Freundin, Deinen Vorrath seit langer Zeit nach allen Winden der Liebe verstreut!

Ich will Dir Dinge bekennen, welche jeder Andere seiner früheren Geliebten zu verbergen suchen würde; aber ich kenne Dich ja und weiß, daß Du vernünftig und stark bist. Und hast Du mich denn nicht selbst gebeten, Dir meine geheimsten Gedanken mitzutheilen? Meine theure Laurence, Du kannst Dir nicht vorstellen, welchen Reiz der Gedanke für mich hat, einen Körper allein zu besitzen, den noch Niemand besleckt hat, eine Seele, die noch kein unlauterer Gedanke gestreift hat. Alice von Loremberg — dies ist ihr Name — ist gewiß nicht so hübsch wie Du, aber sie besitzt Dasjenige, was dem am schwersten zu Befriedigenden genügen würde. Brünett wie Du und geschmeidig wie Du, mit Haaren ebenso herrlich wie die Deinen, mit großen schwarzen Augen, ebenfalls den Deinen gleichend, ist sie ebenso wie Du, meine Theure, phantastisch und nervös. Ich habe selbst von Zeit zu Zeit Momente von Geistesabwesenheit bei ihr bemerkt, was ihre Mutter ihrer Erziehung zuschreibt. Alice besitzt das, was Du die „Linie“ nennst, eine herrliche Linie, welche nur von Zeit zu Zeit die bizarre Gewohnheit unterbricht, die Hand auf's Herz zu drücken, als ob sie ein allzuheftiges Pulsiren zurückhalten wollte. Aber dies ist sicherlich nur eine Gewohnheit, denn Alice erfreut sich einer blühenden Gesundheit. Glaube nicht, daß ich Dir mit der Absicht schreibe, Dich nicht wiederzusehen. Wir bleiben gute Freunde und wenn auch unsere Beziehungen von nun ab lockerer werden müssen, so werden sie doch nicht weniger freundschaftlich sein.

Auf baldiges Wiedersehen, meine Theure, und vertraue Deinem ergebenen Freunde  
Marcel Harmant.“

P. S. Wie ich Dir bereits sagte, werde ich einen Modus finden, für Dich zu sorgen.

„Mein theurer Marcel!

Ich habe mich in mein Schicksal gefügt.

Die Kleine ist hübsch, so viel ich sehe. Ich dachte es mir übrigens und Du bist ja mehr als viele Andere in der Lage, sie so zu wählen. Ihr Name „Alice“ machte mich weinen. So gedachten wir in den Augenblicken süßer Liebes-  
trunkenheit die Tochter zu nennen, welche der Himmel uns versagt hat, wofür ich ihm heute aufrichtig danke.

Deine Sehnsucht nach dem Ideal, mein theurer Marcel, beweist mir neuerlich, welche Macht das thörichte Verlangen nach dem häuslichen Herd über Dich hat. Ich will in die Geheimnisse Deines Schlafgemaches nicht eindringen, aber ich bin wirklich begierig zu wissen, ob dieser Trunk Dich befriedigen wird. Das Ideal, mein lieber Marcel, ist eine gar wenig substanzielle Leckerei, sozusagen nur ein Zeitvertreib für den Magen nach einer guten Malzeit. Eine Art Nachtisch der Liebe, wenn es nicht gar der Absynth ist.

Ich danke Dir für Deine Nachschrift. Ich hatte Nichts Anderes von Dir erwartet und nie das Vertrauen zu Dir verloren. Du gehörst nicht zu Jenen, die sich einbilden, daß eine Frau, wenn sie mehrere Liebhaber gehabt, sich leicht entschließt, einen neuen zu nehmen. Wir bezahlen unsere Schwäche mit unserem Ekel. Das ist, glaube mir, theuer genug.

Du hast bei mir einige Kleinigkeiten vergessen, welche ich Dir zukommen lassen werde. Dein Bild allein werde ich zurückbehalten, weil ich es für mein Eigenthum betrachte.

Du wirst jederzeit wieder finden Deine treueste Freundin  
L.“

### IX.

Marcel ließ zwanzig Tage vorübergehen, ohne Laurence zu besuchen. Jeden Abend, wenn er Alice verließ, nahm er mechanisch den Weg zu seiner ehemaligen Geliebten. Aber bei ihrem Haushore angelangt, kehrte er wieder um und ging nach Hause. Er dachte über seine neue Lebensweise nach und fragte sich wie ein ehrlicher Schuldner, ob er sich wirklich fähig fühle, die Schuld zu begleichen, zu der er sich einer Frau gegenüber verpflichtete.

Am Tage vor seiner Hochzeit entschloß er sich doch, Laurence zu besuchen.

Sie hatte ihn erwartet.

Sie war über seine lange Abwesenheit nicht erstaunt. Sie hatte seine Skrupeln begriffen, gleich wie sie voraus geahnt hatte, daß er seinen letzten freien Tag ihr opfern werde. Mit dem Instinkt des Weibes, welcher bei einer Verlassenen wohl zu entschuldigen ist, hatte sie sich prächtig geschmückt und hatte nichts unterlassen, was die erloschene Liebe wieder anfachen könnte.

Laurence war wirklich schön.

— Ah, da sind Sie ja! sagte sie. Das ist schön.

Also morgen? . . .

— Ja, morgen, antwortete Marcel.

— Ah!

Hierauf eine Pause.

— Und Du kommst, mir Deinen Abschiedsbesuch als Junggefelle zu machen?

— Ja.

— Ah!

Hierauf neue Pause.

— Laurence, rief Marcel aus, indem er vor ihr niederkniete, wenn ich Dich noch liebte! . . .

— Mein Freund, antwortete Laurence, Sie haben so schön angefangen und nun werden Sie banal.

— Es ist wahr, ich hätte besser gethan nicht zu kommen.

— Das wollte ich nicht sagen und ich danke Dir für die gute Absicht, aber der Moment ist schlecht gewählt, um von Liebe zu sprechen. Was würde Frau Alice Harmant . . .

— Nenne ihren Namen nicht! rief er aus.

Laurence sprang empor, wie eine verwundete Löwin.

— Und warum?

— Weil . . . . . stotterte Marcel.

— Weil, fuhr Laurence fort, weil ich nur ein feiles Mädchen bin! Ah, ich habe Sie recht gut verstanden. Also! Sie verbanden Ihre Existenz mit der meinigen, gaben mir Ihr Herz, Ihr Genie; ja Sie wollten mir sogar Ihren Namen geben, mit welchem ich an Ihrem Arme überall Zutritt gehabt hätte. Hier, in diesem Fauteuil schilderten Sie mir den Todeskampf Ihrer Mutter, wobei Ihre Thränen meine Schultern benegten. Und heute verbieten Sie mir den Namen eines kleinen Mädchens auszusprechen, welches schließlich noch nichts gethan hat, um Sie zu verdienen und Ihnen morgen angehören wird wie so viele Andere!

Marcel war entsetzlich bleich geworden.

— Niemals, rief er aus, niemals!

— Haben Sie denn die Absicht, fuhr sie fort, sie ausschließlich mit Ihrem famosen Ideal zu nähren, das Sie mir neulich so sehr rühmten?

Marcel faßte Laurence bei den Handwurzeln, drängte sie auf das Canapé zurück und indem er sie mit starrem Blicke betrachtete, sagte er leise:

— Vielleicht!

Laurence fühlte, daß sie nahe daran sei, zu unterliegen.

Sie drängte das Gefühl des Hasses tief ins Herz zurück, welches der brutale Vergleich Marcells zwischen ihr und seiner Braut erregt hatte. Sie faßte den Entschluß, sich noch einmal einen leichten Sieg zu verschaffen und sank mit bestrickender Trägheit im Sopha zurück.

— Ei was, sagte sie, ihn mit einem Lächeln provozirend, Du hast Recht und ich war närrisch. Ich bitte Dich um Verzeihung. Komm, umarme mich!

Sie zog Marcel an ihr Herz.

— Du theurer Mann, sollen wir die letzten Augenblicke, die uns noch bleiben, mit Zank und Streit verbringen? Wäre es nicht klüger, noch einmal glücklich zu sein? Du kannst mir das Erstlingsrecht Deiner Liebe nicht bestreiten. Du fürchtest, daß Du mich noch immer liebest; Du siehst also, daß Du schwach bist. Ich habe nicht dieselben Gründe, mich discret zu zeigen und sage Dir, daß ich Dich noch immer anbe.

Marcel fühlte all sein Blut nach dem Herzen strömen.

— Oh! mein süßes Leben, wenn Du wolltest! . . . .

— Was? rief Marcel aus, den die berausenden Liebeskosungen Laurencens trunken machten.

— . . . Eine Stunde nur der Vergangenheit zu leben!

Bergeffen wir auf einige Augenblicke Alles! Lieben wir uns wie ehedem!

Marcel erhob seinen Kopf. Laurence knüpfte ihr Spitzentuch auf und bedeckte ihn damit:

— Willst Du?

Er wollte „Ja“ sagen; da starrten seine Blicke nach dem Spiegel und mit den Fingern hinweisend, schrie er mit Donnerstimme:

— Betrachte mich doch! ich gleiche ihm, ihm! Du weißt recht gut wem . . . dem Anderen! jenem Anderen, den Du noch immer liebst, denn Du bewahrst ihn noch jetzt!

Er erfaßte die Büste mit beiden Händen.

— Wir gleichen uns, mein Freund! Wir hatten die gleichen Sida und die gleichen Lüste! Wir haben uns in den nämlichen Wonnen berauscht. Ich gehe. Du bleibst. Nimm Deinen Platz wieder ein!

Und er warf die Büste auf das Bett.

— Sie werden in dieser Nacht nicht allein sein, sagte er. Laurence, erzählen Sie ihm was Sie mir sagen wollten!

Und er entfernte sich.

Laurence stellte die Büste wieder auf die Console und legte sich mit der Ueberzeugung zu Bett, daß sie noch immer geliebt sei, ja mehr als sie geglaubt hatte.

X.

Am folgenden Tage, um die Mittagszeit, führte Marcel seine Braut zum Altar.

Erschüttert durch die Szene von gestern, hatte er eine fürchterliche Nacht verbracht. Am Morgen sich erhebend befragte er ein letztesmal sein Herz, ob er wirklich ohne Bedauern die neue Verbindung eingehe. Die jungfräuliche Gestalt Alicens erschien ihm im Geiste.

— Oh, keusches Mädchen, rief er in die Kniee sinkend aus, vergib mir die letzten Erinnerungen an eine vergangene Liebe! Was ich in Jener liebte, ich fühle es nun, war die Wollust ihrer Liebefosungen! Was ich aber in Dir an bete, ist Deine makellose Unschuld, die Keuschheit Deiner Wünsche, die Jungfräulichkeit Deiner Seele. Es kann in meinem Herzen keine Verwirrung geben; sie war die Sättigung, Du wirst das Licht sein!

Und er holte seine Braut

Man begab sich in die Kirche. (Fortsetzung folgt.)

### Caviar's Post.

A. L. Wien. Das Gedicht „Rose und Raupe“, das Sie mit Recht ein Bijou nannten, ist von Julius Reviczky. — Actäon, Budapest. Das ist noch nicht das Richtige; aber lassen Sie sich nicht abschrecken.

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

## „CAVIAR“

Pikante und heitere Blätter.

### Illustriertes Wochenblatt

erscheint vom 1. April 1886 ab im unterzeichneten Verlage wöchentlich 1—1½ Bogen stark.

„Caviar“ wird in Wort und Bild, in Dichtung und Prosa, pikanten und humoristischen Unterhaltungsstoff in reicher Auswahl bieten.

Ein Stab bewährter Mitarbeiter und Zeichner wird bemüht sein, für „Caviar“ den Beifall des Lesepublikums zu erwerben und zu sichern um das Blatt auf jenes Niveau zu bringen, welches die französischen Blätter dieses Genres mit so vielem Glücke behaupten.

Ohne in Geschmacklosigkeit und Trivialitäten zu verfallen, wollen wir in

### „Caviar“

der Feder und dem Stifte jene Freiheit gönnen, welche in gebildeter, nicht durch kindische Prüderie angekränkelter Gesellschaft, der das Heitere und Erheiternde stets willkommen ist, zulässig ist.

Pränumerationsbetrag für „Caviar“ ist für Oesterreich-Ungarn:

auf ¼ Jahr 2 fl. 50 kr. — ½ Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.

für Deutschland und das übrige Ausland:

auf ¼ Jahr 4 Mark 50 Pf. — ½ Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.

Diese Beträge sendet man am Bequemsten mittelst Postanweisung der nächstgelegenen Buchhandlung, Beitrags-Expedition oder direct an uns ein, worauf das Blatt franco ins Haus gestellt wird.

Gustav Grimm, Verlagsbuchhandlung, Budapest.